

jen, ein Jammer erfüllt den Bechenplatz, wie er es nimmer erlebt hatte.

Man muß es erlebt, man muß sie gesehen haben, diese Armen, in kalter Winternacht auf dem Plage, zusammenschauernd und doch nicht von der Stelle weichend — den trostlosen Anblick vergißt man nicht mehr; die Feder aber ist zu schwach, dies Bild des Elends zu beschreiben.

Sie dringen weiter und weiter vor, da unten und immer neue Leichen kommen nach oben. Schrecklich, entsetzlich sind die Szenen, jeder Beschreibung spottend, die sich da bei notdürftigem Fackelschein auf dem Bechenplatz abspielen. Immer neue Ausbrüche der Verzweiflung derer, die den Ernährer, den Bruder, den Sohn, den Vater als Leiche bleich und starr daliegen sehen. Und dann ab und zu ein Freudenschrei, wenn es der ärztlichen Kunst gelingt, einen der Aufgefundenen ins Leben zurückzurufen; sind es doch nur gar wenige, die dem Tode entgangen.

Herzergreifend aber ist der Anblick derer, die auf dem Plage umher irren und unter den Leichen, den Geretteten, den Verletzten und Verwundeten noch immer nicht den Gesuchten erblicken, die da manche lange Stunde vergeblich warten, in schrecklichster Ungewißheit, bis auch endlich „ihre Leiche“ heraufgeschafft wird.

Endlich, endlich graut der Tag. Das heilige Weihnachtsfest ist angebrochen, das in diesem Jahre Niemand in ganz Hermannshausen feiert. Die Kirche des Ortes ist heute leer, würden doch die Andächtigen, selbst wenn welche erschienen, die Kanzel leer und öde finden. Der Pfarrer ist mit unten in der Grube, er weicht nicht vom Plage, bis das Rettungswort ganz gethan sein wird.

Der alte Hainer ist einen Augenblick oben erschienen.

„Leute, Leute, wie siehts unten aus,“ sagte er und die Thränen steigen ihm ins Auge. Dem alten Hainer ist ganz merkwürdig zu Muthe, er ist wie verwandelt, der harte, strenge, mürrische Mann ist weich geworden. Was ihn so gewandelt hat, er weiß es selbst nicht. Was sich vor wenigen Stunden zugetragen, sein „Plan“, es liegt alles weit hinter ihm, als wären Wochen und Jahre seitdem vergangen. Das Unglück, das große Unglück, es hat gewaltig an das Herz des Mannes gepocht und ihn zur Umkehr und zur Einsicht in sich selbst gezwungen.

„Traurig, traurig siehts unten aus, Leute,“ sagt der alte Hainer, „alles kurz und klein, die Strecken eingestürzt, die Schienen wie Glas zersplittert, die Stempel weit weg geschleudert und Kohle und Gestein, alles bunt durcheinander. Es ist traurig, traurig.“

Und der alte Hainer fährt sich mit der Hand über die Augen: der Mann ist von dem Tode so vieler Kameraden gewiß tief erschüttert, aber zum Theil gelten seine Thränen der in der Grube angerichteten Verwüstung, seiner Grube. So ist der Mensch. Er haftet an der Scholle und die in langjähriger Arbeit ihm zur Heimath und lieb gewordene Stätte gewinnt für ihn Bedeutung des Lebenden, Lebendigen.

Thränenlos irt ein Weib auf dem Plage umher. Wie viele male hat die Arme doch die Reihen abgesehen und immer noch nicht den rechten gefunden. Angstvoll klammert sie sich jetzt an Hainer und flüstert:

„Hainer, habt Ihr noch nicht meinen Mann? Seht, rettet, ich vergehe vor Angst.“

„Aber Frau Bölling, der Steiger war ja gar nicht in der Grube.“

„Doch, doch, er hatte die Nachtschicht und er ist auch zur Zeit von Hause fortgegangen.“

Den alten Hainer überläuft es kalt. Vor wenigen Stunden noch hat er mit dem Steiger gesprochen, dann ist er zur Beche geeilt und seit der Zeit hat er ihn nicht mehr gesehen. Eine schier unbezwingliche Gewalt heißt ihn schweigen, wenigstens vorläufig schweigen. Gewiß, es muß dem Steiger ein Unglück zugestoßen sein, sonst wäre er längst bei den Rettungsarbeiten erschienen. Und dann erfährt die arme Frau es immer noch zeitig genug.

„Verlieren Sie den Muth nicht, Frau Bölling,“ sagt er, „wir finden ihn gewiß noch lebend.“ Und fort eilt er. Bis in den späten Nachmittag hinein werden die Rettungsarbeiten fortgesetzt, bis alle Strecken abgesehen sind und es heißt:

„Nun ist gethan, es ist keiner mehr unten.“

Hundert und sieben Leichen und sechshundvierzig Verwundete! O des Jammers, der Verzweiflung!

„Es ist keiner mehr unten!“

„Keiner, mein Mann fehlt noch, er muß noch unten liegen.“

Die blasse Frau ruft es gellenden Tones und endlich, zu viel der Pein für sie, bricht ein herzbrechendes Schluchzen hervor. Die Männer sehen sich betreten an. Sie haben doch Strecke für Strecke, Winkel und Ecken und Höher durchsucht. Da ist die Mannschaftsliste und da stehts auch; an der Spitze der Leute, die vom Friedruchs-Schachte aufgeföhren, steht es: Steiger Bölling.

Niemand hat den Steiger oben, Niemand ihn unten gesehen, auch bei den Rettungsarbeiten nicht. Und die Leute, die vielleicht eine Auskunft geben könnten, die schlafen den ewigen Schlaf. Aber man kann ja doch vielleicht eine Stelle da unten übersehen haben, vielleicht findet man ihn doch noch. Also rasch ans Werk und weiter gesucht.

Und wieder steigen die Männer hinab und es bleibt sicherlich keine Stelle unbeachtet, keine Strecke ununtersucht.

Dem alten Hainer ist recht merkwürdig zu Muthe. Ein Wort von ihm würde vielleicht genügen, die Arbeiten da unten zu unterbrechen, aber wieder hält ihn

ein Etwas zurück, das Wort auszusprechen. Es ist ja auch möglich, daß der Steiger noch früher, als er selbst am Schachte erschienen und nun doch noch, bei dem Bemühen, auf eigene Faust die Rettung der Verunglückten zu unternehmen, verunglückt ist. Es ist zwar sehr unwahrscheinlich, aber was ist nicht alles in der Welt möglich! Und dann, er kann doch unmöglich berichten, was sich zwischen ihm und dem Steiger am Flusse zugetragen. Vielleicht ist er auch auf andere Weise verunglückt, — ein Unglück kommt ja selten allein.

Es ist richtig, ein Unglück kommt selten allein.

„Ach Gott, die arme Helene!“

„Sie wollte gewiß rascher zur Beche kommen und da hat sie den schmalen Steg benützt.“

„Und da muß sie ausgeglitten sein und ins Wasser hinein. Das Tuch haben sie unweit gefunden.“

„Das arme, arme Mädchen! Kein Wunder, daß man ihre Hilferufe nicht gehört hat, wir waren ja alle hier, kein Mensch zu Hause.“

„Wie soll man nur die Leiche finden. Die ist gewiß schon weit weg, bei dem hohen Wasser, der Fluß ist ja wieder ganz rosend.“

„Und wer sagt dem Pfarrer? Wo ist er?“

„Unten, wie immer seit der schrecklichen Stunde. Sie suchen nach dem Steiger Bölling, der mit angefahren ist und der noch immer vermisst wird.“

So schwirren die Reden durcheinander. Unten aber suchen sie noch immer nach dem Vermissten, mit bangem Gefühle suchen sie, ohne Hoffnung, aber ihre Pflicht ausübend.

Es kommt heutzutage vor und es kam auch in der guten alten Zeit vor, daß Menschen urplötzlich von der Erde verschwanden und nimmer wieder gesehen wurden. Wenn das aber unten in der Grube vorkommt, dann beschleicht den Bergmann ein schmerz zu beschreibendes Gefühl und dann treibt auch der Aberglaube bisweilen üppige Blüten. Je seltener die Fälle sind, daß Bergleute in der Grube spurlos verschwinden, — und in neuerer Zeit dürfte man wohl überhaupt nicht mehr von solchen Fällen gehört haben, — desto größer ist der Eindruck, den diese Fälle auf den Bergmann machen und gewöhnlich webt sich um den Verschwundenen ein Sagenkreis.

Der Steiger ward nicht gefunden. Unverrichteter Sache kehren die Knappen aus der Grube nach oben:

„Es ist vergeblich. Keine Spur von ihm.“

Mit einem furchtbaren Aufschrei bricht das gequälte Weib, das immer noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, zusammen. Sie tragen die Bewußtlose hinweg.

Der Pfarrer ist ein ganzer Mann. Er hat seine Pflicht gethan, wie die anderen und er hat nicht an sich und sein Haus gedacht. Jetzt schreitet er durch die Reihen, er tröstet nicht, er sucht nicht aufzurichten die da so schwer getroffen worden, er weiß, daß der Schmerz noch zu neu ist, um ausgelebt werden zu können. Noch ist sein Werk nicht ganz gethan, noch heißt es jetzt der Verwundeten zu gedenken und für sie zu sorgen. Dazu bedarf es weiblicher Hilfe.

„Helene, meine Nichte, wo ist das Mädchen?“

Der Ton ist ein wenig unwillig; denn er hat erwartet, daß Mädchen hier zu finden, wo die anderen sind, wo er selbst ist.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Aus Jagdreisen erhält die Wiener „Presse“ folgende Mittheilung: „Jagdhunde haben schon in zahllosen und oft angezeiferten Fällen die unglaubliche Ausdauer in Erfüllung ihrer Pflichten gezeigt; aber ein Fall, der sich in den letzten Tagen ereignete, verdient besondere Erwähnung. Ein bekannter aristokratischer Jäger besand sich kurz vor Weihnachten auf der Hirschjagd und schoß kurz vor Eintritt der Dämmerung ein Thier an. In der Hoffnung, dasselbe noch zu finden, löste er seinen Schweißhund von der Leine und legte ihn auf der frischen Fährte an. Doch die Suche zog sich immer weiter und der Jäger sah sich schließlich gezwungen, dieselbe abzubrechen. Wer aber auf seinen Ruf nicht mehr hörte, war der jagdeifrige Hund. Der Jäger entschloß sich zur Heimkehr, in der sicheren Erwartung, daß sein Hund schließlich von selbst die nutzlose Suche aufgeben und heimkehren werde. Aber „Waldmann“ war am nächsten Morgen noch nicht zu Hause und Tag für Tag verging, ohne daß der sonst sehr häusliche Hund zurückgekehrt wäre. Am zwölften Tage nach jener Jagd befanden sich zwei Jäger jenes Herrn im Walde, als sie plötzlich ziemlich schwach einen Hund laut werden hörten. Sie folgten den Tönen und fanden „Waldmann“ halb erstarrt vor Kälte neben dem verendeten Thier, daß er nur ganz wenig ange schnitten hatte, um sich vor dem Verhungern zu schützen.“

— Ehen zwischen Todten. Der Glaube, welcher sich bei vielen Naturvölkern findet, daß die, welche hier auf Erden verheiratet waren, das Eheleben im Jenseits fortsetzen und das Jemand, der als Kind stirbt, verurtheilt ist, einsam und allein seinen Weg jenseits des Grabes zu wandeln, hat auch bei den Chinesen tiefe Wurzeln gefaßt und sie schließlich zu der besondern Sitte geführt, die Todten zu verheirathen. In einer jüngsten Nummer des „Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic

Society“ finden wir Folgendes darüber: Die Geister aller männlichen Kinder, die ganz jung sterben, werden nach einiger Zeit mit den Geistern weiblicher Kinder, die im gleichen Alter aus dem Leben scheidet, vermählt. Stirbt z. B. ein zwölfjähriger Knabe, so trachten seine Eltern sechs oder sieben Jahre nach seinem Tode, seine Manen mit denen eines gleichaltrigen Mädchens zu verheirathen. Sie wenden sich an einen Heirathvermittler, der ihnen sein Verzeichniß todtter Jungfrauen vorlegt; nach getroffener Wahl wird ein Astrolog zu Rathe gezogen, der den Geistern der beiden Abgeschiedenen das Horoskop stellt. Erklärt er die Wahl für eine günstige, so bestimmt man eine Glücksnacht für die Hochzeit. Diese geht folgendermaßen vor sich. Im Ceremonienhause des Elternhauses des todtten Bräutigams wird eine papierne Nachbildung des letzteren in vollem Hochzeitskostüm auf einen Stuhl gesetzt. Um neun Uhr oder noch später senden die Eltern eine Hochzeitskutsche im Namen des Geistes des Jünglings ins Elternhaus der Braut mit der Bitte, sie mögen dem Geiste des Mädchens gestatten, sich in die Sänfte zu setzen, um in ihr neues Heim gebracht zu werden. Darauf wird eine papierne Nachbildung, die man ebenfalls von der todtten Braut verfertigt hat, in die Sänfte gelegt und diese nach dem Elternhause des Bräutigams zurückgeführt. Sofort nach Ankunft des Hochzeitszuges wird die Papierbraut aus der Sänfte genommen und auf einen Sessel gesetzt, den man neben denjenigen stellt, auf dem der papierne Bräutigam sitzt. Sodann rückt man einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch vor das papierne Brautpaar, das von einem halben Duzend Priester mittelst mehrerer Lieder und Gebete ermahnt wird, den Ehebund einzugehen und das Hochzeitsmahl zu genießen. Den Schluß der Feier bildet die Verbrennung des papiernen Paares, sowie eine große Menge von papiernen Dienern, Dienstmädchen, Sänften, Gelbnachahmungen, Kleidern, Fächern und Tabackspfeifen!

— Amor auf dem Eise. Höher steigt der Athem, die Wangen sind roth angehaucht und die schönen Augen blitzen vor Lust, wenn die Füßchen mit glänzenden Halbschuhen dahingleiten über die spiegelnde Fläche des Eislaufplatzes. Da fühlen die zarten Damen keine Kälte, und es kommt sogar vor, daß sich ihre Herzen erwärmen, wenn sie einen gewandten Schlittschuhläufer im lähnen Bogen an sich vorbeisaulen sehen. Gar manche Freiheiten darf sich ein solcher Matador der Eisbahn herausnehmen, gar manche schwankende Gestalt darf er stehend umfassen und gar manchen runden Arm auf den seinigen legen, damit mit größerer Sicherheit durch das bunte Durcheinander gesteuert werden könne. Auf diese Weise lernte der Handlungreisende einer größeren Exportfirma zwei allerliebste Schwestern kennen, und eines der Mädchen verliebte sich in ihn. Wie es aber im Leben vorzukommen pflegt, daß man nicht nur dem Vergnügen, sondern auch mitunter seinem ersten Verufe nachgehen muß, so geschah es auch Herrn W. Er wurde von seinem Chef auf die Tour entsandt, um Geschäfte abzuschließen. Zum Abschiede wurde noch einmal tüchtig über das Eis dahingejagt und W. empfahl sich von den beiden jungen Damen, nicht ohne Nührung, aber ohne bemerkt zu haben, daß eine von ihnen ihm ihr Herz zugewandt hatte.

— Früher, als es geplant war, kam W. zurück von seiner Reise und fand auf seinem Komptoirische ein duftiges Briefchen, worin ihm Fräulein Emma R. mittheilte, daß er sich ihrem Papa vorstellen und um ihre Hand bitten dürfte. Sie könne ohne ihn nicht mehr leben und ihr Vater sei reich genug, um seinen Kindern die freie Wahl ihrer Gatten zu gestatten. Von seinem Chef erfuhr W., daß der Vater der beiden Mädchen ein begüterter Fabrikant sei und es als ein Glück zu betrachten wäre, dieser Familie anzugehören. Wer war freudiger bewegt, als W.!... Ehe er jedoch den feierlichen Gang zu deren Vater antrat, wollte der junge Mann seine geliebte Emma dort erst wieder begrüßen, wo er die Schwestern kennen gelernt hatte — auf dem Eislaufplatz. Wie ein Feld des gefrorenen Wassers flog er auf seine Halbschuhe den beiden Mädchen entgegen — er sah, daß beide errötheten und beide lächelten. Er sagte die Hand der Einen und drückte einen innigen Kuß auf das Handschuhleder. „O Fräulein Emma —“ lächelte er. Da that die Andere einen fürchterlichen Schrei — W. kam außer Fassung, verlor die Balance und fiel nieder. Leider war dies der kleinere Unfall, der ihm zugestoßen, denn erst jetzt wurde er gewahrt, welche entsetzlichen faux pas er begangen hatte. Es war Clotilde gewesen, die er für Emma angesprochen hatte. Ein Blick der tiefsten Verachtung, den die empörrte Emma ihm zuwarf, eine lähne Hogenwendung der kleinen Füßchen — und vorbei war es mit W.'s zukünftigem Glück... Er selbst verflucht nur seine Oberflächlichkeit, die daran schuld war, daß er sich zu dem betreffenden Gesichtchen niemals den Namen merken konnte.

— Eine interessante Rechtsfrage. Die Dresdner Gerichte dürfte demnächst wohl die Frage beschäftigen: „Kann eine Beleidigung durch Pfeifen ausgedrückt werden?“ Zwei junge Leute gerietten nämlich vor kurzer Zeit in einem dortigen Restaurant in Streit, insofern dessen der Eine dem Andern das